

# Den Klotz behauen

**DENKMAL** In Hamburg will man ein Kriegsdenkmal für Gefallene aus dem Ersten Weltkrieg umdeuten: Evangelische Kirche, KZ-Gedenkstätte Neuengamme und ein Bündnis für ein Deserteursdenkmal wollen den Kriegsklotz nutzen, um Deserteuren zu gedenken

VON FRIEDERIKE GRÄFF

Einmal, zur Zeit des Kosovo-Krieges waren die Helme der Soldaten rot-grün angemalt. Am Volkstrauertag legen Hinterbliebene hier Kränze nieder. Kürzlich, im Mai, war das gesamte Denkmal in Plastikfolie gehüllt, die Unbekannte wieder abgerissen haben. Dafür hinterließen sie eingeschweißte in Plastik, damit der Hamburger Regen ihm nichts anhaben könnte, den Text vom „Guten Kameraden“.

Das Denkmal für die gefallenen Soldaten des ersten Weltkriegs am Hamburger Dammtordamm ist umkämpft, es geht darum, an wen wie erinnert wird und gelegentlich, noch grundsätzlicher, um die Haltung zum Militär an und für sich.

Zu übersehen ist es nicht: ein sieben Meter hoher Block aus Muschelkalk, um den ein Relief mit 88 lebensgroßen marschierenden Soldaten läuft. Es ist 1936 von dem Bildhauer Richard Kuöhl geschaffen worden und über die Soldaten ist gemeißelt: „Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen“. Geht es nach dem Bündnis für ein Deserteursdenkmal in Hamburg, der KZ-Gedenkstätte Neuengamme und auch der Evangelischen Akademie der Nordelbischen Kirche, ist es höchste Zeit, diese Botschaft umzudrehen. Und an eben dieser Stelle an jene zu erinnern, die nicht mitmarschiert sind: die Deserteure. Dokumentiert sind 366 Fälle für Hamburg im Zweiten Weltkrieg, das Bündnis für Deserteursgedenken glaubt, dass es 1.000 Fälle waren.

Die Entstehungsgeschichte ist holprig: der Bauantrag des Bundes der 76er Vereine, benannt nach dem 76er Regiment war vom Senat zunächst ignoriert und beim zweiten Anlauf abgelehnt worden. Erst 1932 gab die SPD die Genehmigung, um bei den bürgerlichen Koalitionspartnern zu punkten. Daraufhin sammelten die 76er-Vereine Privatpenden, viele Prominente unterstützten das Projekt.

1979 formulierte sich der erste Unmut: Sechs Kunstgeschichtsstudenten rekonstruierten die Geschichte des Denkmals, drei Jahre später schrieb die Kulturbehörde einen Wettbewerb zur Umgestaltung aus. Da ihr keiner



Mit fliegender Fahne: Demonstranten schreiten am Kriegsklotz vorbei Foto: dpa

der eingereichten Entwürfe zusagte, beauftragte sie den österreichischen Bildhauer Alfred Hrdlicka. Der schlug vier Plastiken vor: eine zum Hamburger Feuersturm, auf der Leichen und zerstörte Häuser das Ausmaß des Grauens zeigen und eine zweite, 1989 eingeweihte, „Fluchtgruppe Cap Arcona“, die das Ertrinken von KZ-Häftlingen zeigt, deren Transportschiff bombardiert worden war.

Hrdlicka hatte noch zwei weitere Teile vorgesehen, „Soldatentod“ und „Frauenbild und Faschismus“, stellte sie aber nicht fertig, weil das Budget von 900.000 Mark bereits aufgebraucht war und der damalige Kultursenator von Münch (FDP)

kein weiteres Geld bewilligen wollte. Doch damaligen und heutigen Kritikern war mit seiner Arbeit das Problem ohnehin nicht gelöst: Sie bezögen sich auf Ereignisse, die durch britische Luftangriffe ausgelöst wurden, nicht auf das Handeln deutscher Soldaten. Und, praktischer noch: wegen der 20 Meter Entfernung zwischen altem und neuem Denkmal sei nicht ersichtlich, dass sich das eine auf das andere beziehe.

Pastor Ulrich Hentschel von der Evangelischen Akademie der Nordelbischen Kirche ist sich sicher, dass „die Mehrheit der Hamburger mit dem Kriegsklotz nicht einverstanden“ sei. Er will ihn nicht abreißen, er soll als Zei-

chen sichtbar bleiben – umgestaltet, so dass auch an jene erinnert wird, die nicht mitmarschiert sind. Schließlich, sagt Hentschel, müsse man sich auch heute als Soldat fragen, wofür man kämpfe. Deswegen hat er gemeinsam mit der KZ-Gedenkstätte zu einer Tagung zu Hamburger Kriegsgerichten und Deserteuren eingeladen. Es wird eine Diskussion mit den Vertretern aller Hamburger Parteien geben – die Kultursenatorin hatte andere Termin-Verpflichtungen – und auf dem Einladungszettel ist vermerkt, dass die verschiedenen Träger und Auffassungen „das Interesse an einer kritischen und öffentlichen Debatte“ verbinde.

Der Sprecher der Kulturbörde, Enno Isermann, begrüßt eben jene „dringend benötigte“ Diskussion. Zu einer Umgestaltung und der Erinnerung an Deserteure an dem Ort möchte er sich aber nicht äußern.

Kritik gibt es bislang nur von einer Seite: Der Bund für Denkmal-Erhaltung, früher Verein zur Erhaltung des 76er Denkmals, kann sich mit der Idee eines Deserteur-Gedenkens an dieser Stelle keineswegs anfreunden. Herbert Schlupp, der erste Vorsitzende, kann nichts Militaristisches am Denkmal finden, schließlich marschierten die Soldaten Richtung Hamburg, und das Weglaufen von Soldaten habe mit dem Sinn einer Stadtver-

teidigung wie sie der Ursprung des 76er Regiments gewesen sei, nichts zu tun.

In die Praxis ist dagegen das „Bündnis für ein Hamburger Deserteursdenkmal“ gegangen. Koordinator René Senenko sagt, dass man einen Antrag bei der Kommission für Kunst im öffentlichen Raum eingereicht habe. Der verlange nur „ganz wenig Aufwand“: eine Figur, die man vor den marschierenden Soldaten installiert. Sie läuft in die Gegenrichtung.

„Aufklärung und Protest – Erinnern an Opfer und Täter des Krieges“. Veranstaltungswoche vom 12. bis 19.11. Mehr unter: [www.niqel.de/deserteur/2011va-woche.pdf](http://www.niqel.de/deserteur/2011va-woche.pdf)

# Von der schönen Peripherie

**SCHREIBEN** Die Nordischen Literaturtage in Hamburg leben nur vordergründig vom Länderschwerpunkt. In Wahrheit offenbaren sie die im Norden weit besseren Produktionsbedingungen von Literatur

Es ist ein Titel, so nahe liegend wie irritierend: „Nordische Literaturtage“, das klingt nach Regionalismus. Und es suggeriert, Dänen, Isländer, Norweger, Schweden und Finnen hätten eine gemeinsame, „nordische“ Identität. Aber der Länder-Schwerpunkt scheint zu funktionieren: Seit 1986 bereits veranstaltet das Hamburger Literaturhaus alle zwei Jahre ein mehrtägiges Lesefestival, eben Nordische Literaturtage.

Die Leute kommen. Anfangs wegen Peter Høegs „Fräulein Smillas Gespür für Schnee“, einen dänisch-grönländischen Kriminalroman, der en passant die Verkantungen beider Bevölkerungsgruppen ausleuchtet. Später zog der Nordeuropa-Boom an: Der Schwede Henning Mankell trat auf und löste jenen Nord-Krimi-Hype aus, der bis

heute hält: Was nicht niet- und nagelfest ist, wird von deutschen Verlagen eingekauft – so penetrant, dass man glauben könnte, nordeuropäische Literatur bestehe zu 90 Prozent aus Verbrechen im Finstern.

Dabei sei die nordeuropäische Literatur gar nicht so düster, so Flora Fink, Kuratorin der diesjährigen Literaturtage. Dass sich das Klischee trotzdem halte, habe politische Gründe, sagt die Skandinavistin und Übersetzerin. In Deutschland würden eben vor allem skandinavische Krimis verlegt, weil sie sich gut verkaufen.

**Nordeuropas Literatur ist nicht so düster, wie die vielen Krimis suggerieren**

Vor anspruchsvolleren Titeln schrecken die hiesigen Verlage dagegen oft zurück. „Das ist in Nordeuropa anders“, sagt Fink, „und hier liegt die eigentliche Gemeinsamkeit der nordeuropäischen Länder: in den Rahmenbedingungen für Literaturproduktion.“

Sehr großzügig nämlich förderten diese Länder nicht nur junge Autoren mit teils mehrjährigen Arbeitsstipendien. Auch renommierte Schreiber – etwa die Dänin Helle Helle, die jetzt nach Hamburg kommt – bekommen, wenn sie einige relevante Werke veröffentlicht haben, ein lebenslanges staatliches Gehalt.

Zudem seien öffentliche Bibliotheken etwa in Norwegen verpflichtet, einen bestimmten Prozentsatz aller Neuerscheinungen aufzukaufen. Das helfe, sagt Fink: „Denn wenn die Verlage

wissen, dass ihnen 800 Exemplare sicher abgenommen werden, verlegen sie eher mal ein anspruchsvolleres Buch.“

Tatsächlich gibt es sehr viele öffentliche Bibliotheken in Nordeuropa, und auch dies hat politische Gründe. So sucht etwa die norwegische Regierung die Menschen gezielt auch in der Peripherie zu halten, damit diese Gegenden nicht veröden. Folglich steht noch am entlegensten Fjord – eine Bibliothek. Der traditionell stark von der linksgerichteten Arbeiterpartei geprägte Staat praktiziert also eine Art Volksbildungs-Idee, mit der er gut fährt. „Auch kompliziertere Literatur verkauft sich dort blendend“, sagt Flora Fink.

In Deutschland dagegen versuchten die Verlage es oft gar nicht erst. Da seien eben Krimis gefragt – die Fink bewusst nicht

ins Programm der kommenden Literaturtage hineingenommen hat. Einerseits wolle sie nicht ins Klischee tappen, sagt sie. Andererseits möchte sie den weiten Horizont nordeuropäischer Autoren zeigen, die literarisch längst nicht mehr zur Peripherie zählen.

„Schweden und die Welt“ heißt ein Segment, das unter anderem Aris Fioretos vorstellt, der über einen in Schweden lebenden griechischen Migranten schreibt. Eine weniger auffällige Migrantin: Susanna Alakoski, die aus Finnland nach Schweden einwanderte. Sie schreibt über verarmte Landsleute

am Rande der schwedischen Gesellschaft.

Unauffälliger, man kann auch sagen: subtiler politisch geriert sich der Schwede Jonas Jonasson. Sein Roman über einen Hundertjährigen, der aus einem Altenheim ausbüxt, scheint zunächst bloß unterhaltsam. Dass jener Greis dann aber unversehens, naiv und teils als Täter in die Geschichte des 20. Jahrhunderts gerät: Das könnte Anlass für Diskussionen über Mitläufertum und Verantwortung sein. **PS**

Nordische Literaturtage: ab 21.11., Literaturhaus Hamburg

Nicht bloß Krimis: nordische Bücher Foto: dpa

